

Leseprobe aus:

**Elke Loewe**  
**Simon, der Ziegler**

(Seite 9 - 18)



## **SOUTHAMPTON, FEBRUAR 2004**

Kürzlich erreichte mich in England, wo ich seit bald fünf- undzwanzig Jahren lebe, eine E-Mail meiner Schwester Hilke mit einem Link zur Lokalzeitung. Der Artikel berichtete über das Vorkommen einer seltenen Fledermausart in unserer alten Ziegelei. Verbunden damit war ein Plädoyer, den baufälligen Schornstein und die Gewölbe an der Niederelbe nicht, wie geplant, abzureißen, um die Population der auf der roten Liste stehenden Zwergfledermaus nicht zu gefährden. Gleichzeitig wurde an die verheerende Sturmflut 1962, an das gestrandete Küstenmotorschiff und das durch die Flut damals freigelegte Skelett im Fundament des alten Ringofens erinnert. Dessen Herkunft, so hieß es weiter, konnte, fast hundert Jahre nach dem Bau des Ofens, nicht mehr aufgeklärt werden.

Schlagartig entstand ein Bild in meinem Kopf. Flatternde, schwarze Fledermäuse. Die zum Gebet gefalteten Hände meines Urgroßvaters.

Vor einigen Monaten war ich aus dem Haus meiner Frau Jane ausgezogen. Jenny, die Kleine, war bei ihr geblieben, Christopher Simon ging mit mir. Die Nachricht aus der Zeitung verdrängte endlich die anhaltend dunkle Stimmung, die mich seitdem befallen hatte. Sie betraf nicht nur die Trennung von Jane. Mein Sohn hatte sich seit dem Auszug von mir abgekapselt und verbrachte die meiste Zeit vor seinem PC. Ich vermutete, dass er mir die Schuld am Zerbrechen unserer Ehe gab. Seit ich seine Frage nach dem Grund der Trennung nicht beantwortet hatte, wick er allen Gesprächen mit mir aus.

In meine übliche nächtliche Schlaflosigkeit schlichen sich nach Hilkes Mail nun Bilder aus meiner Kindheit und ließen mich nicht mehr los. Meine Gedanken begannen ein endloses Kreisen; sie kreisten um ein Geheimnis, das in unserer Familie gehütet wurde, das niemand aufzuklären imstande war, es wohl auch nicht wollte.

Während der Sturmflut in der Nacht vom sechzehnten auf den siebzehnten Februar 1962 wurde das im Ballast fahrende norwegische Küstenmotorschiff Jette Solveig mit großer Gewalt auf die gänzlich unter Wasser stehende, unbedeichte Elbinsel Krautsand gedrückt. Es strandete an der Wurt unserer Ziegelei, deren Kleiboden von der alle überraschenden hohen Flut schon bis an die Grundmauern abgetragen war. Kurze Zeit später brach das zuvor schon brüchige Fundament an einer Stelle auseinander und brachte damit einen Teil der Gewölbe zum Einsturz. Bei den Aufräumarbeiten am Ringofen, die mein Vater einige Zeit später veranlasste, das Wasser war übrigens schon nach zwei Tagen wieder abgelaufen, entdeckten Arbeiter im Fundament unter den zusammengebrochenen Mauern eine teilweise skelettierte, mumifizierte männliche Leiche mit Resten von roten Haaren am Kopf.

Als mein Urgroßvater, der seit Jahren das Haus nur noch für kleine Spaziergänge in den Garten verlassen hatte, davon hörte, schleppte er sich auf seinen Krücken bis zum Ringofen. Meine Mutter versuchte ihn zurückzuhalten, aber er ließ sich nicht beirren. Ich weiß es deshalb noch so genau, weil ich aufgeregt vor ihm herlief und angeschwemmtes Treibgut aus dem Weg räumte, während unzählige Fledermäuse, die vorzeitig aus ihrem Winterschlaf in den Gewölben aufgescheucht worden waren, über unseren Köpfen flatterten. Am Ringofen angekommen, nahm Großvater die Mütze ab, sein weißes Haar wehte auf und

leuchtete in der Sonne. Er sah stumm auf den Körper, der einmal ein lebender Mensch gewesen war. Nach einer Weile stützte er sich mit den Unterarmen auf seine Krücken, die Mütze fiel aus seinen Händen, die er zum wortlosen Gebet faltete. Meine Mutter hob die Mütze auf, nahm ihn am Arm und versuchte ihn fortzuziehen. Er entzog sich ihr und schwang drohend seine Krücken, als wolle er uns wegscheuchen. Hilflos standen wir um ihn herum. Schließlich setzte meine Mutter ihm die Mütze wieder auf, er ließ es geschehen, drehte sich um und humpelte zurück ins Haus. Einige Wochen nach dieser Sturmflut, die vielhundertfachen Tod gebracht und schlimme Verwüstungen an der Elbe hinterlassen hatte, verstarb mein Urgroßvater, ohne noch einmal mit uns gesprochen zu haben. Meine Mutter sagte, er habe nun seinen Frieden mit der Welt gemacht und in Ruhe sterben können.

Warum? Danach fragte ich damals nicht. Erst jetzt, in der schlaflosen Nacht, begann ich, über ihre Worte nachzudenken. Am Morgen darauf, es war ein Samstag, sagte mein Sohn in beiläufigem Ton: «Scheint ja was passiert zu sein.»

Ich bat ihn, die Mail zu lesen. Er überflog sie schweigend, und nachdem er den PC heruntergefahren hatte, sagte er:

«Muss aufregend sein, so eine Sturmflut zu erleben.»

«Ich hab das Gefühl, als wäre das alles erst gestern gewesen», antwortete ich, unsicher, ob er mehr hören wollte. Zu oft hatte ich es erlebt, dass er hinausging und in seinem Zimmer die Musikanlage anwarf, während ich auf meinen unausgesprochenen Worten kaute.

Christopher Simon holte sich eine Tasse Tee und setzte sich zu mir an den Tisch.

«Die Sache wurde also nicht aufgeklärt», sagte er.

Ich schüttelte den Kopf.

«Du hast nie davon erzählt», sagte er.

«Meinst du von der Sturmflut?»

«Wenn du nicht willst, dann nicht.»

Er hörte mir aufmerksam zu. Also begann ich zu erzählen. Ich entdeckte seine Sommersprossen und seine grünen Augen unter den pechschwarzen Haaren wieder. Erzähl weiter, sagte sein Gesicht.

Nutze den Moment seiner Aufmerksamkeit, dachte ich mir.

«Meine Eltern bauten noch im selben Jahr die Ziegelei wieder auf. Sie mussten sich dafür hoch verschulden, aber sie hatten keinen Erfolg mehr mit der Ziegelbrennerei. Überall wurde mit Kalksandstein gemauert, und man verputzte nun die Häuser, statt die Fassaden zu klinkern. Ich strolchte damals immer öfter in der Gegend herum, schließlich war ich kein kleines Kind mehr.»

Christopher Simon sah mich verwundert an, als könne er sich nicht vorstellen, dass sein Vater einmal ein Kind gewesen war.

«Ich weiß noch genau, dass mich viel mehr als die alten Knochen eine Holzplanke interessierte, die nach dem Abwracken des gestrandeten Schiffes liegen geblieben war. Eigentlich nur zwei Buchstaben darauf, nämlich J und S, die Initialen meines Vornamens Jan Simon, den ich schon schreiben konnte, obwohl ich noch nicht zur Schule ging.

Ich versteckte die Planke unter der mächtigen Kastanie, die etwa vierhundert Meter weiter zur Elbe hin neben einer Hausruine auf einer alten Wurt stand. Der Baum hatte dieser Flut getrotzt wie allen vorhergegangenen Sturmfluten, ohne dass sein Stamm auch nur in Schräglage geraten war. Die Kastanie musste einmal zweistämmig gewachsen sein, mit einer Gabelung, die höher ansetzte, als ich mit meinen Händen reichen konnte. Irgendwann hatte sie ein Blitz getroffen, der den zweiten Stamm spaltete, er brach ab. Seit-

dem war sie dabei, die große Wunde von der Seite her zu schließen, was ihr bis auf einen fingerbreiten Spalt gelungen war. Ihre Äste bildeten ein Kuppeldach fast bis auf den Erdboden, nach jeder Hochflut konnte ich den höchsten Wasserstand ablesen, weil sich Schilf, Schnüre und Äste, oft auch Dosen, in den Zweigen verfangen hatten.»

«Und deine geliebte Kastanie gibt es natürlich immer noch», sagte Christopher Simon mit leichtem Spott in der Stimme.

«Ich hoffe es», antwortete ich. «Früher, lange vor seiner Zeit, hat mein Urgroßvater mir einmal erzählt, sollen unsere Vorfahren dort auf einer großen und prächtigen Hofstelle gelebt haben. Die ist dann bei einer der großen Fluten untergegangen, bei der Markusflut von 1756 oder der Februarflut von 1825. Mit Mann und Maus!, wie er immer sagte. Die Nachfahren bauten sich landeinwärts auf einer höher gelegenen Wurt neue Gebäude, unseren Hof, wie er heute noch steht. Zunächst hätten sie die alten Gebäude noch als Unterstand für das Vieh genutzt, das war allerdings lange vor der Zeit meines Urgroßvaters. Die Gemäuer verfielen immer mehr und waren schutzlos dem mehrmals im Jahr auflaufenden Hochwasser preisgegeben. Die Kastanie auf der verlassenen Wurt hatte es schon in seiner Kindheit gegeben. Niemand kannte ihr Alter, niemand wusste, ob sie einmal zum Hof gehört hatte oder erst später dort keimte. Und noch etwas erzählte er mir: Kurz vor seiner Geburt hätte sich an einem ihrer Äste sein Großvater, der Vater seiner Mutter, mit einem Strick erhängt.»

Ich warf meinem Sohn einen schnellen Blick zu. Er hielt seine Teetasse mit beiden Händen fest und dachte gar nicht daran, wie üblich in seinem Zimmer zu verschwinden.

«Unter der Kastanie baute ich mir eine Höhle zwischen den Mauern, mit der Planke der Jette Solveig als Tür. Nach

und nach schleppte ich alles mögliche Treibgut von der Elbe hinein und verbrachte an diesem geheimen Platz mehr Zeit als in der Schule. Von den ersten Blättern bis zum Laubfall kletterte ich in die Kastanie; ich wagte mich in jedem Jahr ein Stückchen höher in den Baum. Während ich den vorbeiziehenden Schiffen auf der Elbe nachsah, reifte mein Fernweh heran. Die Kastanie lehrte mich den ewigen Kreislauf der Natur. Zuerst die winterkahlen Äste, danach die immer dicker werdenden klebrigen Knospen, bis die Blüten aufbrachen und sie drei Wochen lang ihr weißes Hochzeitskleid trug, wie meine Großmutter es nannte. Ich verfolgte das Wachsen der winzigen grünen Früchte, nahm wahr, wie der Baum Hunderte seiner Kinder abwarf, um die anderen zu stacheligen dicken Kugeln wachsen zu lassen. Einmal kam ich im Herbst nach dem ersten Nachtfrost in die Küche gelaufen und rief aufgeregt, die Kastanie hat sich ausgezogen. Ich verstand nicht, weshalb alle lachten. Jedes Jahr im April verließen die Fledermäuse ihr winterliches Ringofenquartier und bezogen den Baum als Sommerresidenz. Ich beneidete sie um ihre blitzschnelle Reaktion und Wendigkeit, wenn sie zwischen den Ästen nach Insekten jagten. Mehr als einmal fiel ich aus der Kastanie, weil ich den Fledermäusen nacheiferte. Es ging aber immer glimpflich ab, hilfreich streckte sie mir ihre Äste zum Festhalten entgegen.

Bis zu meinem zehnten Geburtstag, das war 1967, hatte ich die Höhle zu einer komfortablen Wohnung mit angeschwemmten Schätzen ausgebaut und ein kellerartiges Verlies darunter freigeräumt. Wahrscheinlich war das eine ehemalige Zisterne für das Regenwasser, die nach Sturmfluten zwar unter Wasser stand, aber immer wieder austrocknete. In diesem Keller befand sich zerbröseltes Reet, eine verrostete Öllampe und eine seltsame Schachtel, auf der ich chinesische Schriftzeichen zu erkennen glaubte.

Der sonderbarste Fund aber war ein gewaltiger Brocken, den ich selbst unter Aufbringung aller meiner Kräfte nicht bewegen konnte. Lange Zeit meinte ich, einen Meteoriten aus dem Weltall entdeckt zu haben, weil seine dunkelrot und teilweise tiefschwarz gebrannte schrundige Oberfläche mit Blasen und Körnern besetzt war. Für mich war er die Erklärung für die in der Familie kursierenden Spukgeschichten über das alte Haus. Ich stellte mir vor, einer meiner Urahnen habe gesehen, wie dieser Meteorit mit einem langen glühenden Schweif direkt auf das Haus herunterschoss. Seit dieser Entdeckung und seit dem ersten bemannten Weltraumflug, beides geschah in den sechziger Jahren, wollte ich Weltraumforscher werden. Hier unter der Kastanie würde ich der staunenden Menschheit irgendwann meinen Fund präsentieren und auf einen Schlag berühmt werden.»

Christopher Simon grinste.

«Willst du das nicht, berühmt werden?», fragte ich.

Natürlich hatte er keine Antwort für mich.

«Es vergingen dann noch ein paar Jahre, bis ich bei meinen Streifzügen um die Ziegelei eines Besseren belehrt wurde und ähnliche Brocken entdeckte. Sie entstehen manchmal bei unsachgemäßem Brennen. Damit war die Sache mit dem Meteoriten für mich erledigt. Statt Weltraumforscher beschloss ich, Menschenforscher zu werden. Ich wollte wissen, weshalb die Menschen immer unterwegs sind, statt sich zu Hause vom eigenen Grund und Boden zu ernähren, wie meine Eltern und Vorfahren es taten. Zu diesem Berufswunsch trugen auch die Gastarbeiter bei, die von April bis Oktober auf Ziegelei zu uns kamen. Und die Schiffe auf der Elbe, deren fremde Namen und Flaggen ich sorgfältig mit meinem Füllfederhalter in ein kleines Heft schrieb und malte.

1968 wechselte ich von der Grundschule auf das Gymna-



sium nach Glückstadt und fuhr von da an jeden Tag mit der Fähre über die Elbe. Im Winter musste ich, bei Treibeis oder bei Sturmfluten, ab und zu sogar auf der anderen Elbseite übernachten. Für meinen geheimen Ort hatte ich nur noch wenig Zeit. Nicht dass ich ihn vergessen hätte, aber wichtigere Dinge wie die Beatles oder die verhassten Mathematikarbeiten waren in mein Leben getreten, sodass ich nur noch in den Ferien in die Kastanie kletterte.

Als ich etwa vierzehn war, schob mein Vater mit seinem Frontlader die Mauerreste zusammen, weil er das Land nutzen wollte. Die Kastanie blieb als Schattenbaum für die Tiere stehen. Irgendwann grub ich mir noch einmal einen schmalen Gang in die Zisterne, danach ließ mein Interesse an dem Ort nach. Es gab andere geheime Höhlen, die ich nun erkundete.»

Christopher Simon grinste schief.

«1976 gab es wieder eine Sturmflut, die unsere Ziegelei ziemlich beschädigte. Damals studierte ich schon hier. Um keinen Preis der Welt hatte ich Landwirt und Ziegeleibetreiber werden wollen, was meine Eltern tief enttäuschte. Sie fühlten sich umso mehr allein gelassen, nachdem meine Großeltern bei einem Busunfall ums Leben gekommen waren. Kurz nach meinem Abitur 1975 war auch meine Mutter gestorben. Mein Vater hatte nach dieser Sturmflut keine Kraft mehr, ohne meine Mutter und mich noch einmal neu anzufangen. Er nahm sich noch im Sommer 1976 das Leben. In ihrem gemeinsamen Testament, das hatten sie schon früher geschrieben, vermachten unsere Eltern Hilke, die schon mit ihrem Landwirt verheiratet war, den Hof. Mir hinterließen sie das Gelände der Ziegelei mit dem Ringofen und den ehemaligen Tonkuhlen, die voll Wasser gelaufen waren, und die alte Wurt mit der Kastanie. Ich verzichtete zugunsten meiner Schwester auf das Erbe. Meine einzige Bedingung war, dass die Kastanie

erhalten bleiben sollte. Hilke legte die Ziegelei endgültig still und ließ das Gelände umzäunen, damit Pferde und Milchvieh nicht auf dem unebenen Boden verunglückten. Als kurze Zeit später der neue Elbdeich gebaut wurde, der unserer Insel das Besondere nahm, setzte sich Hilke mit Erfolg für den Erhalt der Kastanie ein. Von da an überflutete unser Land nicht mehr.»

Christopher Simon stand auf, räumte das Frühstücksgeschirr in die Spülmaschine und murmelte, er habe noch eine Verabredung. Sofort überfiel mich ein schlechtes Gewissen, weil ich glaubte, unaufgefordert zu viel auf einmal erzählt zu haben. Bei einem ausgedehnten Spaziergang kämpfte ich mich durch Schneematsch und Sturm, aufgewühlt durch meine lange verschütteten Erinnerungen.

Zurück im Haus überfiel mich große Unruhe. Ich wartete vergebens auf meinen Sohn, der erst spät nach Hause kam und gleich in seinem Zimmer verschwand.

Noch in der Nacht suchte ich, weil ich ohnehin nicht schlafen konnte, in dem Karton herum, den ich als Student hierher mitgenommen hatte. Ich entdeckte zunächst einen vom vielen Gebrauch abgegriffenen Hannoverschen Kalender aus dem Jahr 1870. Auf dem Vorsatzpapier stand in feiner lateinischer Schrift: Georg Tomwörden. Krautsand, d. 22. Decr. 1869.

Darunter ein schön geschwungenes Zeichen, fast wie eine liegende Acht, das Symbol für unendlich.

Ich dachte an die Erzählungen meines Urgroßvaters und wie er dabei ehrfürchtig seinen Vater Julius als Gelehrten beschrieb. Aber dieser Kalender hatte offensichtlich seinem Großvater mütterlicherseits gehört. Das war der, der sich in der Kastanie aufgehängt hatte.

In den Monaten Mai bis Oktober gab es in dem Kalender Eintragungen über acht abgeschlossene Brände von je fünfzigtausend Ziegeln. Die letzten Steine der Kampagne

1870 wurden am 28. Oktober aus dem Ofen geräumt, dem Namenstag des Simon Juda.

Nachdem ich den Kalender beiseite gelegt hatte, fand ich die Ahnentafel meiner Familie, die mein Großvater mütterlicherseits, der Landvermesser, im Dritten Reich in exakter Blockschrift verfasst und später weiter vervollständigt hatte. Sie reichte, mit einigen Lücken, zurück bis in das 16. Jahrhundert. Am oberen rechten Rand der Aufzeichnungen standen in Urgroßvaters gestochener deutscher Schrift ein Vorname und ein Nachname, ohne Kommentar, nur mit einem Fragezeichen versehen.

Simon Wenke?

Am Sonntagmorgen setzte sich Christopher Simon unaufgefordert an den Frühstückstisch. Ich zeigte ihm die Ahnentafel, die er interessiert betrachtete, und sagte, dieses Auftreten des zweiten Vornamens Simon ließe mich nicht mehr los.

«Irgendwann holt einen die Vergangenheit eben ein», sagte Christopher Simon.

Als hättest du schon eine Vergangenheit mit deinen vierzehn Jahren, dachte ich. Natürlich hatte er eine. Mit unserem Auszug hatte er seine Kindheit hinter sich gelassen.

Wenn er nun durch diese Mail von Hilke begönne, sich mit seiner zur Hälfte deutschen Herkunft auseinander zu setzen, würde uns das einander vielleicht wieder näher bringen.

Ich fuhr mit dem Finger über die Namen auf dem Papier.

«Hier, sieh mal. Mein Urgroßvater Julius Simon von Barmen wurde am 17. März 1871 geboren, er war der Erste mit diesem zweiten Vornamen. Seinen Sohn nannte er Wilhelm Simon, das war mein Großvater, der hier. Mein Vater hieß Richard Simon. Und das, obwohl Simon als Vorname in unserer Gegend völlig unüblich war.»